

Die Hochschul-Schnupperer

Das Freiwillige Jahr in der Wissenschaft hat sich noch nicht überall durchgesetzt. Dabei gibt es gute Beispiele – mit Gewinnern auf beiden Seiten.

Von Anna-Lena Niemann



Einsatz im Freiwilligen Wissenschaftlichen Jahr an der Uni Oldenburg – zum Thema Tierarzneimittel in Boden und Grundwasser Foto Universität Oldenburg

Genug damit! Bloß nicht direkt in die nächsten Lehrbücher stürzen und Klausuren durchzittern. Das Studium soll schon noch folgen, aber nicht jetzt, nicht unmittelbar nachdem das Abi endlich überstanden ist. Doch was stattdessen anstellen mit der neuen Entscheidungsfreiheit? „Viele von meinen Freunden machen ein Jahr gar nichts“, erzählt Charlotta Struncius, „aber das braucht man auch nicht.“ Sie jedenfalls nicht. Die Abiturientin sucht sich etwas anderes aus. Sie geht nach Oldenburg an die dortige Carl von Ossietzky Universität. Allerdings nicht um zu studieren. Seit etwa einem Monat arbeitet sie an der Fakultät für Medizin und Gesundheitswissenschaften. In Vollzeit, ohne Studienabschluss und ohne wissenschaftliche Vorerfahrung. Die Stelle verdankt sie im Grunde ihrer Oma. Die lebt in Oldenburg, hat in der Zeitung von dem sogenannten Freiwilligen Wissenschaftlichen Jahr gelesen und ihrer Enkelin berichtet. Charlotta Struncius, die sich schon in der Schule für Biologie und Chemie begeistert hat, bewirbt sich also und bekommt die Stelle an der Universität.

Das ehrenamtliche Jahr in der Wissenschaft ist eine noch recht junge Ergänzung zu den bekannteren Formaten, dem Freiwilligen Sozialen Jahr und dem Freiwilligen Ökologischen Jahr. Im Jahr 2011 starteten die ersten Schulabgänger in einem Pilotprojekt an der Medizinischen Hochschule Hannover. Dort ist das Programm zum Erfolg geworden. Mittlerweile hat die Hochschule für das Studienjahr 2018/2019 in mehr als 80 Projekten Plätze ausgeschrieben. Erforscht werden Erbkrankheiten im La-

bor, Baustoffe für zukünftige Windparks oder Wale und Robben in der Nordsee. Dabei bleiben die Freiwilligen zwölf Monate bei einem der Projekte, auf das sie sich zuvor gezielt beworben haben. Begleitet wird der Dienst durch pädagogische Seminare. Gleichzeitig hat der Dienst für die Schulabsolventen auch ganz praktische Vorteile, weil er in bestimmten Fällen als Vorpraktikum zählt. In jedem Fall bedeutet er zwei Wartestester auf dem Konto der Studienanwärter. Ein richtiges Gehalt gibt es zwar nicht, nur ein Taschengeld in Höhe von 400 Euro im Monat. Und trotzdem werden mehr Plätze nachgefragt als angeboten werden können.

Das ist auch an der Universität Oldenburg so. Dort hat im September der vierte Jahrgang begonnen, wenn auch in deutlich kleinerem Ausmaß als in Hannover. Mit Charlotta Struncius haben bisher neun weitere Freiwillige angefangen, einige Quereinsteiger könnten aber noch dazustoßen. Sie selbst unterstützt eine Studie am sogenannten „Departement für Versorgungsforschung“, die Teil eines größeren Forschungsnetzwerkes ist. In Oldenburg will das Team untersuchen, wie Menschen im hohen Alter mobil bleiben können und wie dem Funktionsabbau des Körpers sinnvoll und rechtzeitig entgegengewirkt werden kann.

Viel Verantwortung für frischgebackene Abiturienten

Die 19 Jahre alte Charlotta wird sich in ihrem Jahr um die Probanden kümmern, die allesamt Senioren sind. Sie wird sie anrufen, um sie für neue Erhebungen zu gewinnen, sie an bevorstehende Termi-

ne erinnern, sie betreuen, wenn sie zu den Versuchen in die Universität kommen, die medizinische Messtechnik bedienen und nicht zuletzt die Daten verwalten. Viel Verantwortung für eine frischgebackene Abiturientin – die in ihrem Fall allerdings durch eine gute Einarbeitung aufgefangen wurde. „In das Team wurde ich super schnell integriert, man wird wirklich auf Augenhöhe behandelt“, sagt sie. Die enge Zusammenarbeit mit dem Team verschafft ihr einen realistischen Einblick in den Alltag wissenschaftlicher, insbesondere empirischer Arbeit. Denn die berühmte Frage – „Und was wird man damit?“ – ist meist gar nicht so leicht zu beantworten, wenn die Studiengänge „Marine Umweltwissenschaften“ oder „Engineering Physics im Praxisverbund“ heißen. Im Freiwilligendienst gibt es darauf plötzlich anschauliche Antworten. Zudem profitieren die Freiwilligen über ihre Projektarbeit hinaus von den Bildungsangeboten, die eine Universität bietet. Sie können sich als Gasthörer in Vorlesungen setzen, Recherchekenntnisse erarbeiten und kostenlos Englisch-Sprachkurse besuchen.

Für die andere Seite, die der Universitäten und Institute, sind die Vorteile weniger offensichtlich. Professor Andreas Hein leitet das Departement für Versorgungsforschung. Charlotta ist mittlerweile die dritte Freiwillige, die an dem Forschungsprojekt mitwirken kann. In der Konstellation seiner Abteilung habe es gut funktioniert, die Schulabgänger einzubinden. „In der Gänze der Wissenschaft ist das aber schwierig“, sagt Hein, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Als Entlohnung für eine 38-Stunden-Wo-

che mögen 400 Euro wenig sein. Doch die Studienprojekte müssen für die Finanzierung der zusätzlichen Stellen selbst aufkommen, entweder über ihr jährlich laufendes Budget, das leistungsabhängig meist zwischen 10 000 und 20 000 Euro liegt, oder über Drittmittel. Der Bund schießt lediglich zu den Seminaren und zu den Beiträgen zur Sozialversicherung etwas dazu.

„Nehme ich da tatsächlich jemanden, der direkt von der Schule kommt, oder investiere ich das Geld lieber in eine wissenschaftliche Hilfskraft?“, fragt Hein. „Da überlegt natürlich jeder Institutsleiter, was der richtige Weg ist.“ Die Finanzierung und die Frage, ob es überhaupt Aufgaben für eine Kraft ohne fachliche Vorbildung gibt – beides könnte erklären, warum das Projekt, das in Hannover und Oldenburg seit einigen Jahren so erfolgreich funktioniert, nicht an mehr Universitäten angeboten wird. Bislang blieb der Durchbruch deutschlandweit jedenfalls aus.

Eine einheitliche Basis gibt es in Deutschland nicht

In Norddeutschland gibt es unter anderem Namen zwar Vergleichbares – in Hamburg etwa das FSJ in der Wissenschaft am Universitätsklinikum in Eppendorf oder Projekte unter dem Namen FJN in Wissenschaft, Technik und Nachhaltigkeit. Letztlich mangelt es aber an einer einheitlichen Basis. Dem Bundesrat liegt seit dem Jahr 2014 eine Gesetzesinitiative aus Niedersachsen vor, um das wissenschaftliche Ehrenamt bundesweit als feste Säule neben dem Freiwilligen Sozialen Jahr und dem Freiwilligen Ökologischen Jahr zu etablieren. Abgestimmt wurde darüber bislang aber nicht.

Doch Interesse anderer Institute sei grundsätzlich vorhanden, sagt Nadine Brandt. Sie koordiniert das Freiwillige Wissenschaftliche Jahr an der Universität Oldenburg und leitet die pädagogischen Seminare. Immer wieder laufen bei ihr Anrufe anderer Universitäten ein, die sich über die Erfahrungen der Oldenburger Kollegen informieren wollen. „Die Universitäten müssen das Programm als Chance sehen, um Nachwuchs zu gewinnen“, sagt sie. Und davon, dass Frauen etwa zwei Drittel der Freiwilligen ausmachen, könnten gerade naturwissenschaftliche Disziplinen, die über mangelnde Vielfalt klagen, langfristig profitieren. „Unser Ziel ist es, junge Leute für die Universität Oldenburg zu begeistern und die Hochschule durch das Programm interessant zu machen“, sagt sie.

Beim Vorgänger von Charlotta Struncius hat das geklappt. Nach seinem Freiwilligenjahr beginnt Finjas Künnemann in diesem Semester ein Studium an der Universität Oldenburg. Er hat sich für den Studiengang „Physik, Technik und Medizin“ eingeschrieben, der genau das interdisziplinäre Spektrum abdeckt, das er während seines Freiwilligendienstes erproben konnte. „Ich habe früh geäußert, dass ich viel Verantwortung übernehmen wollte“, sagt der Zwanzigjährige. Und er hat sich bewährt: Finjas Künnemann entwickelte die Hardware und Software für ein Gerät, mit dessen Hilfe die älteren Probanden ihre körperliche Fitness zu Hause selbstständig messen können. Die neunmonatige Versuchsphase hat gerade begonnen. Und Finjas kann weiterhin sehen, was aus seinem Projekt wird. Seinem Team bleibt er erhalten, jetzt allerdings als studentische Hilfskraft.

Die besten Gründer-Unis in Deutschland

Ist das noch eine Nachricht oder schon eine Meldung in Dauerschleife, dass die Technische Universität (TU) München zum Primus unter den deutschen Hochschulen ernannt wird, wenn es um die Bedingungen für Unternehmensgründungen geht? Weil das natürlich eine gemeine Frage ist, geht es auch so herum: Die Münchner werden offenbar nicht müde, Start-ups ihrer Studenten entschlossener zu fördern als jede andere Hochschule hierzulande. Das hatte schon der sogenannte Gründungsradar des Stifterverbandes aus dem Jahr 2016 ergeben. Und das ist auch eines der Ergebnisse des Start-up-Monitors 2018, einer Befragung der jungen Branche durch den Bundesverband Deutsche Startups.

Teilte sich die TU München vor zwei Jahren unter den großen Hochschulen des Landes den Platz 1 mit der Hochschule München (bei den mittleren Hochschulen war es die Leuphana Universität Lüneburg, bei den kleinen die Business School Leipzig, kurz HHL), so sehen die Platzierungen hinter der TU im aktuellen Start-up-Monitor so aus: Das Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und die RWTH Aachen belegten die Plätze 2 und 3. Das war exakt die Reihenfolge aus dem vergangenen Jahr. Bis Platz 10 folgten die Technische Universität Berlin, die Freie Universität Berlin, die Universität Mannheim, die Handelshochschule Leipzig (HHL), die Universität Bremen, die Universität zu Köln und die Otto Beisheim School of Management (WHU).

In die jährlich erscheinende Monitor-Umfrage flossen die Daten von 1550 Start-ups und 3763 Gründern ein, um ein Bild der Szene in Deutschland zu zeichnen; 17 647 Beschäftigte kamen hinzu. Die TU München landete unter den Hochschulen auf Platz 1, weil von den befragten Gründern die meisten, nämlich 3,7 Prozent, ihren Abschluss dort gemacht haben. Die Top 10 der deutschen Hochschulen haben zusammen rund 21 Prozent der Monitor-Gründer ausgebildet.

Die Durchleuchtung der deutschen Start-up-Szene ergab außerdem, dass ein hoher Arbeitsaufwand und ein Hochschulabschluss meistens zum Gründen dazugehören: Durchschnittlich arbeiteten Gründer 56 Stunden in der Woche, 25 Prozent von ihnen haben einen Master-Abschluss, nur etwas weniger (23,9 Prozent) ein Diplom, 19 Prozent einen Bachelor, und rund 13 Prozent sind promoviert. Was die fachliche Herkunft betrifft, ist es bei den beiden großen Blöcken geblieben: Jeweils rund 41 Prozent der Gründer kommen aus den Wirtschaftswissenschaften und den MINT-Fächern, also Mathematik, Ingenieur- und Naturwissenschaften sowie Technik. Allerdings hat die erste Gruppe mit Herkunft BWL, VWL oder Ähnlichem um vier Prozentpunkte zugenommen, die zweite um sechs Prozentpunkte abgenommen. Mit anderen Worten: MINT schwächelt.

Dass Studenten oder junge Wissenschaftler mit ihren Start-ups mitunter andere Hürden zu nehmen haben als klassische Gründer, spielt im Monitor keine Rolle. Allerdings gibt es an anderer Stelle Kritik am Abhängigkeitsverhältnis zwischen Gründern und Uni oder Forschungseinrichtung. Es geht unter anderem um Patentrechte und finanzielle Vereinbarungen zu Lasten studentischer Gründer. Im Sommer hatte es sogar eine kleine Anfrage mehrerer Abgeordneter an die Bundesregierung zum Thema „Ausgründungen aus Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen“ gegeben. umx.

TREFFEN SIE DIE ENTSCHEIDUNGEN.
STATT SIE NUR AUSZUFÜHREN.

Frankfurter Allgemeine
Stellenmarkt

GEHEN SIE JETZT DEN NÄCHSTEN KARRIERESCHRITT
UND NUTZEN SIE DEN STELLENMARKT – SAMSTAGS IN
DER F.A.Z., SONNTAGS IN DER F.A.S. UND IMMER AUF
STELLENMARKT.FAZ.NET

- Attraktive Stellenangebote für Fach- und Führungskräfte
- Aktuelle Artikel zu Beruf, Karriere und Management
- EXECUTIVE CHANNEL mit hochkarätigen Vakanzen